



Auf der Suche nach Gott



*Streben nach Licht und Freiheit.
Ein Weg zwischen oben und unten,
zwischen Hoffnung und Enttäuschung,
zwischen Vollendung und Verzweiflung.*

Herausgegeben von der Katholischen Glaubensinformation
Melchiorstr. 15, 65929 Frankfurt

Telefon: 069/330097-0, Fax: 069/330097-17 E-Mail: kgi@kgi.org
www.kgi.org oder www.internetseelsorge.de

Foto: (c) by M.Lay



Kann man Gott beweisen?

Auf jeden Fall nicht im Sinne mathematisch-naturwissenschaftlicher Beweisführung. Beweise gehören in die Sachwelt. Gott aber ist keine Sache, sondern ein "Du". Jeder weiß, dass sich bereits viele Fragen des Menschen und der zwischenmenschlichen Beziehungen nicht mehr streng wissenschaftlich beantworten lassen. Die wirklichen Fragen des Lebens lassen sich nicht lösen wie ein Kreuzworträtsel: Wenn waagrecht stimmt, dann muss auch senkrecht stimmen. Sie sind umfassender, es gibt immer noch "Wenn und Aber".

Der Erfahrung zugänglich

Noch viel weniger kommt das Wissen über Gott durch "Gottesbeweise" zustande. Aber es gibt "Gotteserfahrung", und diese ereignet sich im Leben und Alltag. Beweise wenden sich nur an den Verstand, die Erfahrung aber ergreift den ganzen Menschen mit all seinen Kräften, mit Verstand und Herz. Eine solche Erfahrung kann mit Verstandesgründen allein weder erzeugt noch erschüttert werden, denn dahinter steht die Weisheit eines ganzen Lebens. Wir können Ihnen hier nur den Blick schärfen, die Richtung zeigen, in der sich Gott finden lässt.

Wir leben in einem technisch-wissenschaftlichen Zeitalter. Diese Zeit hat auch den Menschen geprägt. Er will sachlich, nüchtern, präzise sein. Leicht aber verfällt dieser Mensch der Auffassung, man könne nur das erkennen, was sich im Experiment aufzeigen lasse; was sich nicht wiegen und messen lasse, besitze keine Wirklichkeit. Sicher, vieles von dem, was heute zu unserem geradezu lebensnotwendigen Wissen gehört, verdanken wir der Technik und den Naturwissenschaften. Aber darüber hinaus gibt es noch vieles Lebenswichtige, wozu uns Technik und Naturwissenschaft wenig sagen können. Sie erfassen nicht die ganze Breite, sondern nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit – die materielle Erfahrungswelt. Oder lassen sich etwa menschliche Werte wie Liebe und Treue, Wahrhaftigkeit, Schönheit und Verantwortungsbewusstsein in chemischen Formeln ausdrücken? Ein Physiker kann den Klang der menschlichen Worte mechanisch erklären, indem er die Schwingungen der Stimmbänder misst. Zum Sinn dieser Worte aber, zum geistigen Gehalt, wird er mit physikalischen Methoden niemals vorstoßen können.

Erst recht liegt Gott jenseits naturwissenschaftlicher Beweisgänge. Sein Dasein kann weder errechnet noch durch chemische Analysen festgestellt werden. Dennoch aber liegt Gott nicht jenseits aller Erfahrungen des Menschen, auch nicht außerhalb der Reichweite menschlicher Vernunft; denn durch logisches Denken kann auf sein Dasein geschlossen werden. Nicht, dass damit das Wesen Gottes voll erkannt werden könnte. Aber die Existenz Gottes steht nicht im Widerspruch zum logischen Denken, und darum kann von einem Gegensatz zwischen Wissenschaft und Glaube nicht die Rede sein – wenn beide ihre Grenzen beachten, und wenn der Begriff "Wissenschaft" nicht ungerechtfertigterweise einfach auf Naturwissenschaft eingeeignet wird.

"Wohin und wie weit wir also blicken mögen, zwischen Religion und Wissenschaft finden wir nirgends einen Widerspruch, wohl aber gerade in den entscheidenden Punkten volle Übereinstimmung ... Gott steht für den Gläubigen am Anfang, für den Physiker am Ende alles Denkens."

(Max Planck, zit. bei Frankenberger: Gottesbekenntnisse großer Naturforscher, Johannes-Verl. Leutesdorf 1973, S. 18.)

Weder aus den vorausgehenden Überlegungen noch aus dem, was wir nun vorlegen, folgt zwangsläufig die Antwort: Gott. Wenn das der Fall wäre, gäbe es keine Atheisten. Gott drängt sich nicht derartig auf, dass man ihn nicht auch übersehen könnte. Der Mensch soll sich frei für ihn entscheiden können. Aber der Gläubige ist überzeugt, daß er zu einer festen Gewissheit über Gott kommen kann, die sich auch vor der Vernunft verantworten und begründen lässt. Eine solche Erkenntnis jedoch fällt dem Menschen nicht in den Schoß.

Auf der Suche nach Gott

Wir sehen hier zunächst von der christlichen Offenbarung ab und wollen nun davon reden, wie jeder Mensch Gott in seinem eigenen Leben und in der Welt erfahren kann.

Dazu muss der Mensch alle seine Kräfte einsetzen: den Verstand so gut wie den Willen und das Gemüt. Hier geht es letztlich um eine persönliche Grundentscheidung. Entscheidungen aber sind eine Sache des Willens. Man muss Gott finden wollen, d.h. man muss ihn su-



chen. „Es gibt Erkenntnisse, die gewinnt man nur, wenn man Interesse hat, sie zu gewinnen.“ (E.Bloch). Wenn heute immer mehr Menschen den Glauben zu verlieren scheinen, dann weniger aus Ablehnung, aus Ärger oder Enttäuschung, sondern vor allem aus Interessellosigkeit. Sie wissen nichts mit ihm anzufangen. Wenn es Gott gibt, hätte das Konsequenzen. Davor aber scheut mancher zurück, weil das unter Umständen das ganze Leben ändern würde. Bewusst oder unbewusst sind viele Menschen bestrebt, sich vor Gott abzusichern - Gläubige wie Ungläubige.

Es ist sogar noch mehr verlangt als nur ernsthaftes Suchen. Der Mensch muss etwas investieren, wenn er Gott finden will: eine grundsätzliche Bereitschaft, zu vertrauen. Denn wer vertraut, sieht mehr, erkennt klarer.

Wichtig ist, dass wir es mit Gott einfach einmal wagen. Schon einen Menschen lernt man nur richtig kennen, wenn man mit ihm umgeht. Auch Gott erfährt man nur, wenn man sich mit ihm einlässt, und nicht, wenn man distanziert über ihn debattiert. Es kommt alles darauf an, die gewonnenen Einsichten im Leben auszuprobieren.

Die “Gottesbeweise”

Die Philosophie hat zu allen Zeiten über Gott nachgedacht und Gedankengänge entwickelt, welche von unserer erfahrbaren Welt ausgehen und logisch auf die Existenz Gottes schließen: Etwas missverständlich nennt man sie Gottesbeweise.

Sie gehen auf philosophische Überlegungen zurück, die sich vereinfacht etwa so darstellen lassen: Die Menschen erfahren die Welt, die Erde, die Sterne, das Universum. Sie staunen, fragen und sagen: Wieso ist das alles? Genauso gut könnte doch alles auch nicht existieren! Wieso ist es dann aber da? (philosophisch: Kontingenzbeweis). – Auf dieser Welt gibt es Leben und Bewegung, Veränderung, Werden und Vergehen. Alles, was sich bewegt, muss zuvor angestoßen worden sein. Wer hat also das Ganze in Bewegung gesetzt? (Kausalitätsbeweis). – Und schließlich: Wo wir auch hinsehen: in der Natur, im Bau der Pflanze, im Verhalten der Tiere wird so viel Planung, Intelligenz und Vernunft erkennbar, dass man einfach einen intelligenten Schöpfer-Geist voraussetzen muss (teleologischer Gottesbeweis).

Alle diese “Gottesbeweise” haben eines gemeinsam: Sie wollen nicht beweisen im Sinne eines Verfügens oder Bescheidwissens über Gott. Sie sind vielmehr Schlüsse, die der menschliche Geist zieht, indem er von der Wirklichkeit seiner irdischen Welt ausgeht und in einer ganz anderen

Wirklichkeit mündet, welche ihren Ursprung in sich selbst hat und alles andere verursacht. Naturwissenschaftlich messbar und experimentell feststellbar ist dieses Sein aber nicht mehr.

Die Natur als Spur Gottes

Auf einem Spaziergang, am offenen Meer oder unter dem Sternenhimmel kann es sein, dass wir etwas von der Unendlichkeit ahnen, die uns umgibt. Dann beginnt das Fragen und Staunen: Woher kommt die wunderbare Ordnung und Schönheit, im kleinsten Grashalm ebenso wie im Wassertropfen, im Atom ebenso wie im Weltall? Unwillkürlich stellt sich die Frage: Muss nicht eine höchste Intelligenz hinter alledem stehen? Der Zufall hat noch nirgendwo Harmonie entstehen lassen (vgl. auf philosophischer Ebene den teleologischen Gottesbeweis)!

Um ein Beispiel zu nennen: Das menschliche Auge bildet sich um Dunkel des Mutterleibes. Es hat hier noch keine Aufgabe: denn zum Sehen fehlt das Licht. Dennoch wird es bereits für diese Aufgabe vorgebildet. Nur vom Ziel her, später einmal sehen zu sollen, scheint diese wunderbare Konstruktion des Auges erklärbar. Aber Ziel und Sinn setzen Begriffe wie einen denkenden Geist voraus, der plant und entwirft.

Diese unbekannte Vernunft nennen wir in unserer abendländischen Tradition Gott. So sehr vermutlich auch Naturwissenschaftler von der Ordnung und den Gesetzmäßigkeiten in Natur und Kosmos innerlich angerührt sein können, so machen es ihnen ihre Forschungen und Erkenntnisse auch schwer, von dort auf einen Gott zu schließen. Zuviel und immer noch mehr lässt sich erklären, beschreiben und nachzeichnen. Was gestern noch unerklärbar schien, was auch heute noch wunderbar anmutet, das kann morgen bereits nüchtern dechiffriert sein. Manche glauben sich schon nahe an der Entdeckung einer “Weltformel”, eines einzigen, universalen Gesetzes, das alle Phänomene des Seins erklären könnte.

Nicht wenige Wissenschaftler wagen daher den umgekehrten Rückschluss: Also kann es keinen Gott geben. In einer erklärten Welt ist keine Lücke mehr für einen Gott. Dieser Schluss aber ist ein Trugschluss und eine methodische Grenzüberschreitung: Alle naturwissenschaftliche Erkenntnis kann immer nur beschreiben, was bereits ist und wie es wurde; wo es herkommt und welchen Gesetzen es folgt. Keine Antwort aber vermag sie zu geben auf die Frage nach dem letzten Woher und Warum.

Sicherlich wird man heute nicht mehr von “Toren” reden, wie das Alte Testament: “Toren waren von Natur schon alle Menschen, denen die Erkenntnis Gottes fehlte, und



die aus den sichtbaren Vollkommenheiten den Seienden nicht wahrzunehmen vermochten, noch bei der Betrachtung seiner Werke den Künstler erkannten...Denn aus der Größe und Schönheit der Geschöpfe wird durch Vergleich deren Schöpfer geschaut" (Weish 13,1.5).

Aber die staunende Rückfrage nach dem "Warum" erlaubt gerade auf dem Hintergrund der rasant fortschreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis auch das gläubige Bekenntnis, wie es das Neue Testament formuliert hat: "... sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit sind seit Erschaffung der Welt an seinen Werken durch die Vernunft zu erkennen" (Röm 1,20).

"Arno Penzias, der für seine Entdeckung des messbaren Echos des Urknalls, welcher den Beginn der Zeit begleitete, zusammen mit anderen den Nobelpreis erhielt, wurde in einem Rundfunkinterview, an dem die Hörer sich durch Telefonanrufe beteiligen konnten, gefragt, was v o r dem Urknall existiert habe. Er sagte, er wisse es nicht, aber die mit den mathematischen Beweisen verträglichste Antwort sei "nichts". Als die nächste Anruferin, erbost über seine Antwort, ihn beschuldigte, ein Atheist zu sein, erwiderte er: "Madame, ich glaube nicht, dass Sie sorgfältig auf die Implikationen dessen geachtet haben, was ich gerade sagte". Diese Implikationen - einschließlich der Vorstellung, dass eine Art Schöpfer dafür verantwortlich sein könnte, "etwas" zu machen, wo vorher nur "nichts" gewesen war, lassen erkennen, dass die Überwindung der Feindseligkeit zwischen Wissenschaft und Religion möglich sein könnte." (aus: Al Gore, amerik. Vizepräsident, Wege zum Gleichgewicht, Ein Marshallplan für die Erde, 1992)

Das Ziel aller Hoffnung

Es gibt viele Wege, auf Gott zu stoßen. Jetzt kommen uns die Überlegungen der beiden ersten Kapitel zugute. Wenn wir nämlich die Gedanken, die dort entwickelt wurden, zu Ende denken, die Linien ausziehen, treffen sie sich im Unendlichen. Alle Widersprüchlichkeiten des Menschen, seine ganze Offenheit und Freiheit, all seine Hoffnungen und seine Erwartungen, alle Kräfte in ihm, die dort aufgezählt wurden, suchen zutiefst ein Gleiches: ein endgültiges Letztes, in dem all seine Sehnsucht Erfüllung findet. Wir sagten, dass unser Verlangen keine Grenzen kenne, sondern immer ein "Mehr" suche. Immer müssen wir etwas vor uns haben, etwas erwarten können. Und selbst, wenn wir gar nichts mehr nennen können, w a s uns noch fehlt, ist unsere Erwartung immer noch nicht gestillt; es bleibt die unerklärliche Erfahrung, d a s s uns noch etwas fehlt: ein unsagbares, eben ein unendliches Glück. Das aber ist offenbar in unserer Erfahrungswelt nicht zu finden. Um

darauf zu stoßen, muss der Mensch denkend über sich hinaus schreiten, er muss seine Grenzen sprengen. Das in jeder Weise Unendliche und Vollkommene aber nennen wir Gott. Ihn suchen wir letztlich in allem Hoffen und Wünschen. Zutiefst steckt in uns ein Ahnen, dass es diesen Unendlichen gibt.

Liebe kennt keine Grenzen

Jeder Mensch braucht Liebe. Er wünscht und hofft - trotz aller dagegensprechenden Alltagserfahrungen - dass dieses Glück nie zu Ende gehe. Am Beginn jeder liebenden Beziehung steht die Hoffnung, sie möge gelingen, möge halten und nie aufhören, obwohl jeder weiß, dass spätestens der Tod die Liebenden auseinander reißen wird. Was der Mensch letztlich in der Liebe erstrebt, verweist über das, was Menschen geben können und das, was das Leben bieten kann, hinaus: Sie ist im Grunde maßlos. Alle Liebe will Unendlichkeit. Christen sehen in der Liebe einen deutlichen Hinweis auf Gott. Gerade hier ist dieser Name für das unendlich Vollkommene besonders angebracht, denn Liebe richtet sich nicht auf eine Sache oder auf eine anonyme Schicksalsmacht, sondern auf die Person. Nur eine Person kann liebend antworten. Bleiben diese meine Erwartungen unerfüllt? Oder gibt es den, der sie alle erfüllen kann?

Der Anspruch des Gewissens

Neben unserem Verlangen nach Liebe, nach Glück, gibt es in uns das Verlangen, gut zu sein. Der Mensch weiß genau, dass er nicht alles, was er liebt, nicht jedes Glück an sich reißen darf - etwa auf Kosten anderer. Die regelnde Kraft, die hier im Innern des Menschen tätig wird, nennen wir das Gewissen (mehr in Kapitel 15).

Das Wissen, dass er gut sein muss, ist jedem Menschen mitgegeben. Selbst wo kein anderer das Böse sieht und kein Mitmensch davon betroffen ist, fühlen wir uns verantwortlich. Das Gewissen warnt oder beschuldigt. Das Gewissen ist eine Kraft in uns, aber doch nicht mit uns identisch. Nach der als böse erkannten Tat beginnen die "Gewissensbisse", das Bewusstsein der Schuld und damit der Reue.

Im Anruf des Gewissens erfährt der Mensch eine höhere Gerechtigkeit, ein inneres Urteil, eine bestimmende Weisung; einmal als Impuls, etwas zu tun, ein andermal als klares "Halt"; ja, dieser Anruf kann so unbedingt sein, dass Menschen in äußersten Situationen das Leben drangeben, um das Gute nicht zu verletzen. Es fordert ihn ein, auch wenn es ihm lästig ist. Hier wird deutlich, dass der Mensch



in seinem Gespür für Recht und Unrecht nicht sich selbst als seinen eigenen Richter erfährt - wie würde er dann gegen seine eigene Neigung entscheiden? Gerade heute kommt der Mensch mehr und mehr zu der Erkenntnis, dass er längst nicht mehr alles darf, was er kann, wenn er nicht sich und seine Welt selbst zerstören will.

Aber auch die Annahme einer unpersönlichen Macht reicht zur Erklärung des Gewissens nicht aus. Es wäre des Menschen unwürdig, sich einer abstrakten Norm zu unterwerfen.

Wenn wir Verantwortung fühlen, Schuld oder Scham bei einer Verfehlung empfinden, setzt das voraus, dass da eine Autorität ist, der gegenüber wir verantwortlich sind, vor der wir beschämt und schuldig sind. Ein "Es", eine abstrakte Norm kann unsere Gefühle nicht in Bewegung setzen. Wir fühlen keine Scham vor einem Stein oder vor einem Tier, sondern nur gegenüber einer Person.

Wiederum: Hinter dem Bewusstsein des Menschen für Verantwortung steht ein unbedingter Wille, vor dem keine Ausflüchte gelten. In unserem Verlangen, gut zu sein, ahnen wir Menschen das unendlich Gute und den unendlich Guten. Er steht uns mitten in unserem Leben im Anspruch des Gewissens gegenüber.

Das Erlebnis der Grenzen

Gott lässt sich also mitten in unserem Leben finden. Überall stoßen wir auf ihn, wir treffen ihn aber auch an den Grenzsituationen unseres Lebens: im Leid, in der Einsamkeit, in Schicksalsschlägen, im Tod.

Der Tod stellt das menschliche Leben von Grund auf in Frage. Wir versuchen, den Gedanken daran zu verdrängen, und für eine gewisse Zeit mag das auch gelingen, aber nicht auf die Dauer. Dann kommt der Mensch an die Grenze, die all seinen Erwartungen widerspricht, gegen die er sich zutiefst sträubt, die er mit all seinem Wissen und Hoffen zu überschreiten sucht. Im Innersten seines Herzens hat er sie auch bereits überschritten in der Ahnung: Das ist nicht das Ende! Dahinter gähnt kein "Nichts". Das, was ich in diesen 70 oder 80 Jahren sehe und erfahre, ist nicht alles, es geht weiter. – Es gibt in uns also eine Kraft, die keine Grenze kennen will, und die gerade deshalb so sehr gegen die Grenze des Todes aufbegehrt, davor erschrickt. Woher kommt diese Kraft?

Auch der Nichtglaubende erkennt meist hinter seinem Leben eine unergründliche Macht und Wirklichkeit, die nicht mehr so zufällig ist wie er, die vielmehr selbst verfügt und schickt. Er redet vom Schicksal. Was aber ist das? Der gläubige Mensch kennt dahinter keine blinde, anonyme

Macht, er weiß dahinter ein Du, ein personales Wesen. Denn wie könnten sonst unsere personalen Erwartungen wie Vertrauen, Liebe, Hoffnung eine Erfüllung finden? Diesem "Du" gibt er den Namen Gott.

Wissen wir nun Bescheid über Gott?

Keineswegs! Wir erfahren, dass es ihn sinnvoller Weise geben muss, aber er lässt sich nicht "begreifen". Menschliche Begriffe und Vorstellungen können Gott nicht erfassen. Wir wissen von Gott eher, wie er nicht ist, als wie er ist. Darum schlagen manche heute vor, ganz über ihn zu schweigen. Wäre das aber nicht auch ein Kurzschluss? Hieße das nicht, ihn für unbedeutsam erklären? Gehört es nicht zum Menschen, dass er gerade auch das Unausprechliche zur Sprache bringt? Oder sollten wir uns nur noch über Binsenwahrheiten unterhalten?

Soviel aber ist an diesen Überlegungen richtig: Es muss einem beim Sprechen von Gott die Sprache verschlagen. Das wusste übrigens auch schon die alte Theologie, wenn sie sagte, dass man von Gott vor allem negative Aussagen machen könne: Alles Unvollkommene muss von ihm verneint werden. So kommt es zu den Aussagen: Gott ist un begrenzt, un endlich, un ermesslich, un begreiflich. – Andererseits sagt sie von Gott alles, was uns als vollkommen gilt, in höchstem Maße aus, indem sie sich der Vorsilbe "all" bedient: Gott ist allmächtig, allgegenwärtig, allwissend. Hier wird von den Geschöpfen auf den Schöpfer geschlossen, weil er selbst all das, was uns gegeben ist, in unendlicher Fülle besitzen muss.

Wird damit nicht doch der Versuch gemacht, Gott in menschliche Begriffe einzufangen? So lange nicht, wie wir uns der Unzulänglichkeit der Aussage bewusst sind. Hier werden zwar menschliche Begriffe auf Gott angewandt, aber andere stehen uns nicht zur Verfügung. Nur müssen wir uns dabei klar sein, dass all diese Begriffe weit mehr Unähnlichkeit zwischen Gott und Mensch als Ähnlichkeit enthalten. Sie passen nur analog. Dennoch sind diese Aussagen nicht falsch, weil die Richtung, in die sie weisen, richtig ist. Aber Gott bleibt immer noch anders, als unsere Menschenweisheit es sich träumen lässt, er bleibt Geheimnis. In jedem Namen, den wir ihm geben, enthüllt und verhüllt sich Gott zugleich.

Ähnliches gilt von einer ganzen Reihe sehr bildhafter Ausdrücke, die die Bibel auf Gott anwendet. Wir werden später darüber sprechen. Viele dieser Bilder tragen menschliche



Züge. So zum Beispiel, wenn es heißt, dass Gott ein Herz habe, dass er an uns denke, dass ihn etwas reue, dass er erzürnt sei, dass er seine Hand über uns halte, usw. Diese Aussagen wollen selbstverständlich als Gleichnis verstanden werden. Die Verfasser der Bibel wissen, dass solche Vorstellungen nur Hilfsmittel sind, die auf Gott hinweisen, der in sich unergründet bleibt.

Falsche Gottesvorstellungen

Weil wir Gott nicht erkennen können, wie er **w i r k l i c h** ist, braucht es nicht zu verwundern, dass es viele falsche Gottesvorstellungen gibt. Diese trüben den Blick für Gott. Vielleicht sind manche "Gläubige" selbst daran schuld, dass Gottesvorstellungen entstehen können, denen tatsächlich kein denkender Mensch zustimmen kann. Viele Menschen lehnen nicht Gott ab, sondern nur etwas, von dem sie meinen, dass dies Gott sei. Sie stoßen sich an einem Zerrbild. Gott aber ist unabhängig von den Vorstellungen, die wir uns von ihm machen. Wenn ein Urwaldmensch an seinem hölzernen Götzen zu zweifeln beginnt und schließlich nicht mehr daran glauben kann, so heißt das nicht, dass es keinen Gott gibt, sondern nur, dass Gott nicht von Holz ist.

Kein Wort wird so leichtfertig gebraucht wie der Name "Gott". Was wurde damit nicht alles bezeichnet, und was hat man "im Namen Gottes" nicht alles getan! "Wir vertrauen auf Gott!", steht auf den Dollar. Und auf dem Koppel deutscher Soldaten stand: "Gott mit uns". Es gibt Menschen, die so genau über Gott Bescheid zu wissen scheinen, als ob sie einen "heißen Draht nach oben" hätten. In Wirklichkeit hat doch "keiner Gott je gesehen" (Joh. 1,18).

So gibt es eine Vorstellung von dem "lieben alten Mann mit dem Bart", der irgendwo über den Wolken "im Himmel" thront. Dahinter steht das antike Weltbild, das auch der Bibel zugrunde liegt. Bis auf den heutigen Tag wird darum weiter das Wort "Himmel" missverständlich sowohl für das Firmament wie für das Göttliche gebraucht. Bekannt ist der einfältige Ausspruch des russischen Kosmonauten Gagarin: "Wir sind in das Weltall vorgestoßen und haben nirgendwo Gott gefunden". Gott ist an keinen Raum und an keine Zeit gebunden, da er nicht körperlich ist. "Himmel" ist kein Wohnort, sondern ein Zustand. Nirgendwo steht der "Thron Gottes", schon gar nicht über den Wolken. Gott ist überall in der Welt gegenwärtig, dennoch ist er kein Teil dieser Welt. Er ist in dieser Welt und doch jenseitig der physischen Ordnung. In allem lebt und wirkt Gott, in allem kann er deshalb auch erfahren werden.

Andere Menschen meinen, dass Gott nie "nein" sagen dürfe. Sie sehen in ihm den nützlichen Vertragspartner, mit dem man Tauschgeschäfte machen kann, der für sie

da zu sein hat, um den Gebeten Erhörung zu schenken. Wie bei einem Automaten sollen Gebet und Erfüllung der Bitten aufeinander folgen. Hier wird Gott zum Handlanger des Menschen. Derartige Erwartungen werden natürlich enttäuscht. Die Folge: "Ich kann nicht mehr an Gott glauben".

Für wieder andere ist Gott eine Art "himmlischer Polizist", der für Ordnung in der Welt zu sorgen hat. Wenn sie als Kinder böse waren, und wenn es donnerte, wurde ihnen gedroht: "Gott schimpft". Als Erwachsene grollen sie ihm nun, weil es trotz seiner Allmacht Unordnung und Ungerechtigkeit in dieser Welt gibt. Andere behalten ihr Leben lang diese Angst vor Gott. Sie sehen ihn wie einen "Buchmacher", der in schrecklicher Genauigkeit jedes menschliche Versagen notiert, um uns zu prüfen und am Ende unseres Lebens die Abrechnung vorzulegen. Was ist das für ein kleiner und kleinlicher Gott!

Viele Menschen meinen, dass Gott ständig korrigierend in den Verlauf unserer Welt eingreifen müsse, notfalls durch ein Wunder. Sie vergessen, dass der Welt eine gewisse Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit zukommt, die kein "Wunder-Gott" durchbricht, um den menschlichen Wünschen entgegenzukommen. Wir wissen, dass Gott nicht die Gewitterwolken zusammenzieht und Blitze auf die Menschen schleudert, sondern dass dies natürliche Vorgänge sind. Wir dürfen aus Gott keinen "Lückenbüßer" machen, der überall da als Erklärung herhalten muss, wo der Mensch mit seinem Denken an eine – meist vorläufige – Grenze kommt. Der Primitive verehrt die Naturkräfte selbst als Gottheiten. Heute bändigt der Mensch diese Kräfte und lenkt sie weithin. Darum meint er, nicht mehr an Gott glauben zu können. In Wirklichkeit müsste er ihn sich nur größer vorstellen. Wir dürfen ihn nicht **i n**, sondern erst **h i n t e r** den Naturgewalten suchen als deren letzte Ursache.

Andererseits ist Gott nicht der "ganz Ferne", der sich vornehm von der Welt zurückgezogen hat. Er ist nicht der "Uhrmacher", der in einem Schöpfungsakt den Mechanismus der Natur in Bewegung setzte und dann Welt und Menschheit ihrem Schicksal überließ.

Ein junges Mädchen verlor durch einen Unfall den Mann, den es liebte. Sie fragte ihren Onkel, ob Gott sich für ihre Liebesgeschichte interessiere. Dieser antwortete, dass Gott andere Dinge zu tun habe ... Daraufhin erwiderte das Mädchen: "Wenn Gott kein Interesse an mir hat, dann habe ich auch kein Interesse mehr an ihm ..." (Ingmar Bergmann, Sommerspiele).

Der Onkel hat Unrecht. Gott ist im Innern eines jeden Menschen, er begegnet uns in jedem Ding und Menschen. Er



ist der tiefste Grund aller menschlichen Fragen, und im Glauben zeigt er sich uns – wir sehen es später – als „unser Vater“.

Zusammenfassend kann man sagen: Je kleiner und enger das Bild des Menschen von sich selbst und von seiner Welt ist, umso kleiner und enger fällt auch das Bild aus, das er sich von Gott macht. Kein Wunder, dass dann mit dem Fortschreiten naturwissenschaftlicher Erkenntnisse und wirtschaftlicher Entwicklungen ein solches Gottesbild in Frage gestellt wird. Aber derartige Erschütterungen sind heilsam, sie zwingen uns zu einer Überprüfung und Aus-

weitung unserer Gottesvorstellungen. Für den moderne, wissenschaftlich geschulten Menschen ist Gott keineswegs überflüssig geworden – im Gegenteil: Gott wird größer auf dem Hintergrund dieses Wissens.

Die Christen des 2. Jahrhunderts wurden, wie ein christlicher Schriftsteller dieser Zeit berichtet, als Atheisten verdächtigt, und er antwortet darauf: „Wir bekennen auch, Atheisten zu sein, Atheisten aller angeblichen Götter“ (Justinian, Apologia prima 6, 1 MPG VI). Das ist für uns ein interessanter Hinweis, dass schon damals die Christen sich deutlich von den landläufigen Gottesvorstellungen

Das Schöne auf der Welt - etwa ein prachtvoll angelegter Garten, der das Auge des Betrachters erfreut - wird gern gesehen als „Gottes wunderbare Schöpfung“. Schwierigkeiten treten dann auf, wenn Menschen in Katastrophen oder unfassbaren Geschehnissen danach fragen „wo war Gott, als dies geschehen ist?“. Die Frage nach Gott wird dann zur schwierigen Lebensfrage überhaupt.





abhoben und deshalb in Verdacht gerieten, Gott überhaupt abzulehnen. Waren doch tatsächlich durch die christliche Botschaft die Naturkräfte als "Gottheiten" entthront worden.

Eine neue Sicht des Menschen

Umgekehrt können wir sagen: Das Bild, das wir von Gott haben, beeinflusst auch unser Denken über uns selbst. Wir sind am Anfang unserer Überlegungen vom Menschen ausgegangen und haben die Frage nach Gott gestellt. Nun können wir von Gott ausgehen und erneut und gründlicher nach dem Menschen fragen. Im Lichte dieser Erfahrung Gottes wird uns auch manches über uns selbst klarer.

Wenn ein Ingenieur eine neue Maschine konstruiert, wird der Nichtfachmann aus den herumliegenden Einzelteilen sich kein Bild von dem geplanten Werk machen können. Sieht er aber die Baupläne ein und hat so das erstrebte Ganze als Ziel im Entwurf vor sich, dann kann er auch die Bedeutung der einzelnen Teile erkennen.

Wenn wir also Gott als Ziel unseres Lebens, als dessen geheimnisvollen Grund bejahen, bekommen auch Einzelheiten in unserem Leben einen tieferen Sinn. Wir erkennen besser, wozu wir leben, wir erfahren tiefer, wer wir sind. Durch den Glauben an Gott wird auch das irdische Dasein des Menschen verändert. Vieles bekommt einen anderen Stellenwert. Etwas Endliches kann für den Glaubenden fortan nicht mehr "unendlich wichtig" sein. In der Sicht des Glaubens klärt sich manches Rätsel des Lebens - ist das nicht auch eine Bestätigung? Natürlich bleibt auch dem Gläubigen vieles dunkel, aber er hat eine neue Kraft zur Bewältigung der Schwierigkeiten, die ihm im Leben begegnen. Keine Rede davon, dass wirklicher Glaube den Menschen sich selbst und der Welt entfremdet, im Gegenteil: Er findet aus diesem Glauben heraus eine positive Einstellung zu allem, was der Alltag ihm abverlangt.